

sich auf etwa 300 Milliarden Tomen, und dieser Kostenvorrath wird nach den neuesten Rechnungen in etwa 70 Jahren erschöpft sein. Was dann? Es muß künstlicher Ersatz für die Kohle geschaffen werden. Woher ihn aber nehmen? Kein Zweifel, die Elektrizität wird ihn liefern. Die Dampfmotoren wird dann aus-  
 gespielt haben und nur noch in dem Alterthumsmuseum zu sehen sein, die Dampfkraft werden weit ausgiebiger als bisher der Menschheit dienlich gemacht werden, die Kraft des Windes, des Wassers, der Erde und Luft. Im Ammulations (Zammeln) werden die Kräfte angepöndert und mit Hilfe der Elektrizität alsdann nach den Orten, wo man ihrer bedarf, übertragen werden. Lange vor diesem Zeitpunkt werden die Dampfmotoren aber nur noch in den Chroniken früherer Zeiten vorzukommen, werden längst überall von den elektrischen Heften verdrängt sein. Vielesicht hat das leuchtende Licht sich dann schon mit den elektrischen Heften aufgefunden. Wer wollte das heute voraus sagen! Wenn die letzte Schule Europas verbrannt ist, wird der Klein-Industrie, die, seitdem die Maschinenmacher ihre unverbundenen Meisterwerke bauen, zum Vordrücken der Industrie geworden ist, längst durch elektrische betriebene Motore aufgehoben sein. Und die künstliche Darstellung von Lebensmitteln, deren Elemente auf der Erde in wahrhaft unerschöpflicher Menge vorhanden sind, dürfte dann durch verarbeitete Elektrizität und Chemikalien ein gelöstes Problem sein. Die Lebensmittel werden fabrikmäßig hergestellt werden. Bis dahin wird man vorwiegend auch mit der Ausnutzung der Sonnenwärme herrliche Erfolge haben. Die Sonnenwärme anfangen und zum Heizen benutzen! Die Sonne in den Dienst unserer Industrie stellen! Längst vermag man mittels der sogenannten Thermoelemente Wärme in Elektrizität umzuwandeln. Dieses ungeheure Gebiet ist aber heute noch sehr wenig bebaut, und doch ist es gewiß der eingehendsten Studien werth.

**Ueber die Bedeutung einer Milliarde in Gold und Silber** hat ein Franzose folgende Rechnung aufgestellt: In Gold wiegt eine Milliarde 322,800 kg. Ihr Volumen beträgt ungefähr 12 cbm. In Goldbarren verpackt, könnte sie einmal um den ganzen Erdball gelegt werden und es würde noch Draht für eine hübsche Schleihe übrig bleiben. Eine Milliarde in Silber wiegt fünf Millionen kg, ihr Volumen beträgt 477 cbm. Sie würde, verpackt, einen Drahtstaben mit dem respectablen Durchmesser von 4 mm liefern, den man einmal um den ganzen Erdball legen könnte. Um eine Milliarde in Gold fortzuschleppen, müßte man 64 Waghäuser zur Verfügung haben, die auf dem Bahnhöfen einen Güterraum von 4000 m einnehmen würden; für eine Silbermilliarde bräuchte man sogar 1000 Waghäuser von je 5 Tomen Raumgewicht; auf dem Bahnhöfen würden diese Wagen fünf über 6 km ausdehnen. Einen eine Milliarde darstellendes Goldstück könnten kaum 6000 Personen von der Stelle bewegen. Was die Silber-Milliarde anlangt, so könnte sie in angemessener Weise über 500,000 Personen vertheilt werden, indem man jedem Individuum 10 kg zu tragen gäbe.

**Neuerbildung.** In dem Buche von Miss Eliza Wolstone „First Days Among the Contrabands“ finden sich über die Unterrichtsverhältnisse der Neger interessante Bemerkungen. Wo noch vor 27 Jahren kein farbiges Kind nach dem Geleit lesen konnte, sind jetzt 25,330 Schulen, in denen 2,500,000 Kinder lesen und nicht aus Hören gelernt haben. In den Schulen für farbige sind 238,000 Schölerne, an ihnen 20,000 farbige Lehrer. Es gibt 180 Schulen für vorgerückte Erziehung und 7 von farbigen Präsidenten und Professoren verwaltete Kollegia. Auch gibt es 164 farbige Mediziner, 250 ebensolche Rechtsanwälte, 740 Advokate, und 247 farbige Einrenten bejahen jetzt europäische Universitäten.

**Dis genügt!** Direktor eines Gymnasiums (die Bestimmungen über das Examen betreffend): „Wo lassen Sie sich mal fragen, wenn jemand ein „nicht genügend“ im Aufsatz schreibt, so „genügt“ das vollkommen, daß er eben „nicht genügt“!“

**Ein neues Wort.** Student A.: „Ich habe gestern mein Doktorexamen glücklich bestanden.“ Student B.: „Ach, also dabei keine rigorose Kanne!“

**Ich viel verlangt.** Adressat: „Die wenigen Leute abzusagen, haben Sie eine volle Stunde gebraucht!“ Com mis: „Was kann ich dafür, wenn die Kunden selber nicht wissen, was sie wollen!“ Adressat: „Aber Sie müßten es wissen, wenn sie ein gewandter Verkäufer sein wollen!“

**Geist.** Zimmervermieterin: „Es freut mich, daß Ihnen das Zimmer gefällt; ich muß Ihnen aber gleich sagen, daß darin Maiee sind.“ Student: „Das schadet nichts; ich hab ja immer einen Kater!“

**Unter Weisheit.** Professor: „Herr Kandidat, wie berechnen Sie einen Kegel?“ Kandidat (gerührt): „Das kommt ganz auf die Länge der Kegelbahn an!“

**Ein Tröster.** Johann ist total betrunken. „Unglücklicher, sagt sein Herr, der Graf von Hohenberg zu ihm, wenn man dich in diesem Zustande auf der Straße betreffen hätte!“ Johann:

„Der gnädige Herr kann — ganz beruhigt sein, ich trage stets — die Milankorte des Herrn Grafen bei mir.“  
**Kurzer Weisheit.** Händlerin: „Ich lasse Ihnen das Huhn hier für 3 Mark.“ Käuferin (weggehend): „Ach auch!“

**Wissenschaft. Kunst. Literatur.**

Sensationalle Zeitereignisse in der Politik und im öffentlichen Leben überfluten sich gegenwärtig. Zu einer schnellen und richtigen Beurtheilung greift selbst der Gebildete gern nach einem lehrer Nachschlagebuch, als deren Inbegriff ihn, der kleine Meyer, bekannt in Fachkreisen, für Sachlichkeit und Selbstergründung und klaffende Kürze, Zuverlässigkeit und bewundernswürdige Vielseitigkeit unübertroffene Eigenschaften dieses Hilfsmittels. Wer sich nur im allgemeinen und rasch über dies und das unterrichten will, dem wird mit Meyer's Kleinem Konversations-Lexikon auf alle Fälle gedient sein. Es ist kaum nötig, weiters zur Empfehlung des gegenwärtig in G. vollständig umgearbeiteten Ausgabe erziehenden Werkes zu sagen, das mit seinen hier rühmend genannten Eigenschaften Wissenschaftlichkeit und Klarheit in den Artikeln verbindet. Wie das große Meyer'sche Lexikon, so ist auch dieses kleine den Fortschritten der Wissenschaft, der Entdeckungen und der Tagesereignisse auf Schritt und Tritt nach. Die in das Werk eingetragenen Text-Illustrationen sowie die beigegebenen Jubiläumstafeln und Kartenbeilagen sind wahr Meisterwerke der Kunst und Technik. Dabei ist der Preis für den kleinen Meyer ein wirklich billiger; das Werk kann in 66 Lieferungen zu je 30 Bfg. oder in drei in Halbparten gebundenen Bänden zu je 8 M. bezogen werden. Der dritte (Schluß) Band erscheint bereits, wie uns die Verlags-handlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien mittheilt, im Mai.

Cicero und Jacob Grimm: Ueber das Alter. Herausgegeben von Max S. Schneider. (Samburg, Verlagsanstalt.) Es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, nach Cicero's „de senectute“ Grimm's Rede über denselben Gegenstand zu bringen. Was viele neue Lieblinge anlangt, welche aus sich den Originaltext wiederholt, so liest sie sich sehr häufig, ohne den „Rauch des Stoffstoffs“ völlig abgetreift zu haben. Grimm's bekannte Rede, die sicherlich wegen ihrer Gedankensfülle bedeutend wirkt als die Arbeit des Jüngers, ist in der Originalschreibweise abgedruckt. Das überdies auch sehr vornehm ausgestattete Buch dürfte sich namentlich als Gelegenheitsgeschenk für solche ältere Herren empfehlen, die demselben dem „Cato major“ im Originaltext wenig Gefährdung abgewinnen konnten. o. 1.

**Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahle vorbedient:**

Meisterwerke der Soltschneiderkunst. Leipzig, J. S. Weber, 1893. XV. Bd., 1/2, 4-6 je 1 M.  
 Gymnastik der Hand. Von Eduard Ernst. Mit 23 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, J. S. Weber, 1893.

Therapeutische Indicationen für interne Krankheiten von Dr. S. Schweiger, 1. Assistenzarzt am Karolinen-Spitale in Wien. 17 Bogen. München, Seig & Schauer, 1893. Gebefest 3 M., geb. 4 M.

Kurzes Repertorium der Kinderheilkunde als Bademecum für die Kränklingen und für die Praxis. Wien, M. Breitens, IX. Böhlingerstraße 6. 110 M.

Dilettanten-theater für Damen. Eine Originalsammlung von heiteren und ernsten Vorträgen, Solo- und Duocenen, Antiphielen, lebenden Bildern und Gelegenheitsaufführungen aller Art. Mit Beiträgen von Dr. C. Menck, Anna von Krane u. a. herausgegeben von Paul Nützlich, 1. h. Hofchauspieler a. D. Grötes Feist. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart. Preis jedes Heftes im Abonnement 60 Pf., bei Einzelbezug 75 Pf. Doch 3 Bände idealst und vollständig! Eine Sammlung ausgewählter Reden und Traktate bei Einladungen, geistlichen Abenden, bei Spiel und Tanz, Weihnachts- und Silvesterfesten, sowie im engeren Kreise. Unter Mitwirkung eines hervorragenden zeitgenössischen Redners herausgegeben von Justinus Abel. 112 Seiten 8°. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart. Preis M. 1.20.

Katechismus des Schreibunterrichts. Mit einem Anhang: Die Handchrift 3. Aufl. neu bearbeitet von Georg F. Lind, Lehrer an der öffentlichen Handelsschule in Leipzig. Mit 83 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, J. S. Weber, 1893. 1.50 M.

Kaufmännische Korrespondenz in deutscher Sprache. Von C. F. Hündelien. 3. verm. Aufl., bearb. von Franz Hahn, Lehrer der Handelswissenschaften an der öffentlichen Handelsschule in Dresden. Leipzig, J. S. Weber, 1893. Geb. 2 M.

**Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.**

Dr. 84. Halle a. d. S., Dienstag den 11. April 1893.

**Der Herr im Hause.**

Humoristischer Roman von Heinrich Voltrau Schumacher.

**2. Kapitel.**

Im vergangenen Jahre war's gewesen, am ersten September, dem Tage der Eröffnung der Hohenjagd.

Endlich!  
 Karo, Hohenjagds langhaariger deutscher Hühnerhund stand. Der Freiherr schüßbereit auf den Fußspigen heran, Luchnow voll Jagdneid hinschauend.

„Krummer, rauß!“ schrie Hohenjagds.  
 Karo stieß zu; der Hoge in die Höhe.

„Pung! Pung!“ machte das Centrafener des Freiherrn, Weister Lampe machte auch etwas. Drüben auf der nächsten Erdwelle. Männen!

Hohenjagds suchte, Luchnow lachte, Karo schaute seinen Herrn an, schätzte vergebend das lange Behänge, und in seinen Augen lag eine Welt von Spott.

Weiter!  
 Minerva, Luchnow's stichelhaarige, englische Vollbluthündin stand. Der Freiherr schüßbereit auf den Fußspigen heran, Hohenjagds voll Jagdneid hinschauend.

„Abant!“ schrie Luchnow.  
 Minerva in den Kartoffelstrauch hinein, der Dose hinaus.

„Pung! Pung!“ machte des Müllers Lejandauer.  
 Gleich darauf sah Weister Lampe drüben am Birkenwäldchen im Graze. Er äste. Seelenverzweifelt!

Luchnow suchte, Hohenjagds lachte, Minerva kniff die kurze Ruthe ein, schlich hinter ihren Herrn zurück, und in ihren Augen lag eine Welt von Verzweiflung.

So war's morgens gegen neun Uhr. Abends um sechs wurde den beiden Hund die Sache zu langweilig. Karo zog nach rechts, Minerva nach links ab.

Es regnete Windstöße. Bei jedem Schritte sank der Fuß tief in den angewickelten Erdboden ein. Die Jagdflasken leer, die Herzen voll Groll zum Zerpringen.

Und die Explosion kam.  
 Auf der Grenze zwischen den beiderseitigen Besitzungen in einer Kurve lag ein Dale. Gleichzeitig knallte sowohl das Centrafener, wie der Lejandauer, und gleichzeitig stürzten die beiden Schützen hin, um jeder einen Lauf des wirklich toten Bieres zu ergreifen.

„Ich habe ihn getroffen!“ rief der Freiherr.  
 „Nein ich!“ der Müller.

„Ach, du kannst ja gar nicht treffen!“  
 „Doch! Wer hat heute zuerst geschöt?“

„Du Ernst, Jochas, wenn ich dir sage . . .“  
 „Gemo in Ernst, Jochas, wenn ich dir sage . . .“

„Du, das Wert eines Edelmannes!“  
 „Das Wort eines Müllers ist auch nicht von Pappe!“

„Das ist eine Beleidigung, Herr Josias Luchnow!“  
 „Was ist den Wald raus! So schall's heraus, Herr Freiherr Jochas von Hohenjagds!“

„Mein ist der Hain, Wils-Bomben-Granaten!“  
 „Mein, mir gehört er! Himmel-Herrgott-Stern-Anis!“

Jeder hielt seinen Lauf fest und jeder kam nachher mit einem halben Hosen und einem Herzen voll Bitterkeit nach Hause.

Im vergangenen Jahre war's gewesen, am ersten September, dem Tage der Eröffnung der Hohenjagd.

Und die Heimlichkeit der nachbarlichen Häuser Luchnow und Hohenjagds hatte sich seitdem täglich mehr vertieft. Trotz der altsamen Entscheidung, die sowohl der Freiherr wie der Müller mit ihren Hohenjagden machten. An feiner auch nur die Spur eines Schusses. Weister Lampe war einfach am dreigleichen Augenblick eines Knechts des Freiherrn mit einem Knüttel erschlagen worden.

Und dann jenes seltsame unaufhörliche Vorderbeziehen — wer war daran schuld gewesen?

Natürlich wieder das Wädel, die Lütte! Hatte sie doch in einem unbewachten Augenblicke das Schrot in den Patronen der beiden Nimrode durch — Pfeiserföchner zu ersetzen gewußt.

Alles das jedoch hatte die alte Freundschaft nicht wieder herzustellen vermocht. Worte waren inzwischen gefallen und Dinge geschehen, die nicht mehr zurückgenommen werden konnten. Und außerdem —

In Hohenbüch stand die Revolution vor der Thür.  
 Vor Jahren hätte Hohenbüch um ein Haar eine Eisenbahn erhalten. Das offerierte Projekt der Baugesellschaft war damals jedoch von der Gemeindevorstellung mit stiller Entschlossenheit zurückgewiesen worden, nachdem der Freiherr Hohenjagds von Hohenbüch in längerer Rede auseinandergesetzt hatte, wie seit Einziehung der modernen Dampfstraßen das Niveau der öffentlichen Moral überall in erschreckender Weise gesunken und dem Patriarchalismus der guten, alten Zeit der Todesstoß verleiht worden sei.

Seitdem hatte sich das verhasste Dampfgeschloß jedoch in den Besitz der Welt gebracht und herrichte wie ein Despot. Weß dem, der ihm widerstand! Glend und verarmt mußte er verhungern, wenn er nicht noch im letzten Augenblicke zu Kräfte froch.

Dieser letzte Augenblick war für Hohenbüch gekommen, als der alte Keller, sein Gemeindevorsteher, sich für immer verabschiedet hatte. Eine hübsche Bilanz war da bei der Revision des Gemeindefandes herausgefunden. Selbst der Freiherr hatte seinen Widerstand aufgegeben.

Und nun war es nach langem Petitioniren und endlosen Deputationen endlich erreicht: Hohenbüch würde von der jetztigen Nebenlinie berührt werden und eine Bahnhof erhalten. Die Wahl des Ortes für den letzteren war der Gemeinde aufgegeben, nachdem sie tief in ihren Säckel gegriffen hatte.

Daher die drohende Revolution. Und sie mußte um so größere Verheerungen anrichten, je schwieriger die Wahl war. Die Wahlen!

Hatte doch Hohenbüch in diesem Falle doppelte Wahl: des Gemeindevorstehers und des Ortes für den Bahnhof. Ein Verhängnis dieser beiden Fragen war unausbleiblich.

Die erste auftauchende Partei hatte das sehr wohl erkannt. „Der Bahnhof muß auf das Verneert Grafenstein!“ war ihr Programm und ihr Kandidat der Freiherr Hohenjagds von Hohenbüch, der als Weiser jenes Wertes die Vorteile dieses Projektes jedenfalls am besten kennen mußte.

Die andere Partei war noch nicht offiziell hervorgetreten. Doch aus Josias Luchnow's Kläuserung durfte man entnehmen, daß es mächtig gäbte in der Tiefe.

„Aber, Stern-Anis, Junge,“ sagte Josias Luchnow, „du hast dein Abiturien-Examen gemacht, bist Bolondier in einem der ersten Weltbankgeschäftsbücher Hamburgs gewesen, hast betraute die halbe Welt Jahre lang durchgereist, und nun weißt du nicht einmal, wie man eine erfolgreiche Wahlkandidatur in Scene setzt?“

Werner trennte mit etwas heftigen Schritten das röhige Stütz-Schulken, welches vor ihm auf dem Frühstückstisch lag, in winzig kleine Stücke.

„Ich habe mich nie um Politik gekümmert. Papa!“ entgegnete er mit eigensinniger Bewegung. „Und ich glaube, du darfst dich darüber nicht beklagen.“ Die Zeit und Mühe, die ich dadurch erspare, kommt jedenfalls der Mühe zugute!“

Josias legte ihm besänftigend die Hand auf den Arm.

Für die Redaktionen verantwortlich: Albert Gering in Halle.

Druck und Verlag von Otto Gensch in Halle a. d. S.



„Na, na! Nur nicht gleich so aufbrauend! Ich und die einen Bormur machen? Nie! Ich weiß was ich an die habe. Söld ein Direktor soll sich mal ein anderes Establishment suchen! In dem einen Jahre seit deiner Rückkehr hat sich der Umsatz der Mühle vervierfacht! Und wenn das so fortgeht — Junge, der Name Ludnow wird berühmt werden in aller Welt! Jeder Eisenbahnzug wird einen Doppelwaggons von Mehlfräden mit diesem Namen führen, in Stettin, Bremen und Hamburg, in Breslau, Hannover und Berlin lege ich Getreidepfeider an, auf deren Rückenplätzen ebenerlei Name prangen soll — ein ganz anderes Verbleist um die hungende Menschheit als Mehlfräden!“

„Werner preßte die Lippen aufeinander.“  
 „Ich bitte dich, Vater.“  
 „Ja, ja! Ich sage nichts mehr von dem Freiberger,“ unterbrach der Alte schnell. „Räthselhaft ist mir nur das, was dich bezogen hat, in unser weltabgelegenem Höhenbüch dich zu verfrachten, wo du doch von ersten Häusern die glänzendsten Dieneren hast.“

In das Gesicht des jungen Mannes stieg eine glühende Röthe.  
 „Ich erkannte die Rentabilität deiner Mühle,“ erwiderte er verstimmt. „Und dann — hier bin ich selbständig, während dort...“  
 Er verfluchte und zerschritt den Schindeln in noch kleinere Stücke.

Ludnow Vater nicht beständig.  
 „Na, ja! Der eigene Herr: es ist doch was Schönes darum. Aber deshalb müßtest du dich doch ein wenig mehr um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern. Gerade jetzt, wo für uns und die Mühle so viel auf dem Spiele steht. Wenn der Freiberger gewählt wird, kommt der Bahnhof nach Grafenstein...“

Werner sah scharf auf.  
 „Für die Mühle ist das ganz gleichgültig. Wir würden dann ein Schienengleis hinlegen und noch die Annehmlichkeit erlangen, die Waggon auf dem eigenen Hohe beladen zu können.“

„Um!“  
 „Eine Zeit lang war Schweigen im Zimmer. Nur die Messer und Gabeln klapperten.“  
 „Ich will dir's nur gehören,“ begann Josias dann wieder ein wenig zaghaft, „das Interesse der Gemeinde erfordert, daß der Bahnhof nicht nach Grafenstein...“ kurz, ich habe eingewilligt, daß man mich gegen den da drüben als Gegenkandidaten aufstellt.“

Werner zuckte zusammen und nun wurde sein Gesicht plötzlich blaß.  
 „Du?“ stammelte er, „du hast...?“  
 Ludnow nicht lächelnd und zwinkerte mit den Augen.  
 „Ich habe,“ entgegnete er, „Darum fragte ich dich ja auch nach einer Wahlagitations-Methode. Ich will und muß diesen Junter aus dem Sattel heben, ich werde sonst meines Lebens nicht mehr froh. Jeden Tag erlitt er eine neue Pladerei. Noch heute morgen hat er...“

Er hielt inne. Werner hatte Messer und Gabel heftig auf seinen Teller niedergelegt, war von seinem Stuhle emporgesprungen und machte eben Meines das Zimmer zu verlassen.

„Aber, was hast du denn, Junge?“ rief der Alte erkant.  
 „Werner's Augen blühten und seine Stimme zitterte.“  
 „Ich bitte dich, Vater,“ rief er heraus, „sich in meiner Gegenwart überhaupt nicht mehr von dem Freiberger! Es regt mich jedesmal so an, daß ich...“

Er vollendete nicht, sondern stürzte hinaus. Gleich darauf sah Josias ihn mit großen Schritten und gestikulierenden Händen über den Hof nach der Mühle eilen. Vor Abend würde er nicht mehr zum Vorschein kommen.  
 „Worthwürdig!“ brumnte der Alte vor sich hin. „Wie er den da drüben haßt! Und soviel ich weiß, hat der ihm doch gar nichts zu Leide gethan! Na ja, mein Junge!“

Doch die Agitation! Um! Wie das anfangen?  
 In den großen Zeitungen hatte wohl einmal bei Gelegenheit derartiges gefanden, aber das hatte nur von Städten gehandelt. Und Bauernstrummelöpfe mußten anders bearbeitet werden, wie Städtergelen.  
 Grübelnd legte er sich in ein Fenster und schaute auf den Dorfplatz hinaus.

Eine heilige Wirthschaft!  
 Vor vier Tagen hatte es geregnet und nun stand das Wasser noch immer in den tiefen Röhren. Schuhmacher Volge's Gänse schnatterten auf dem Brunnen und Bauer Kersten's Schweine schnupperten um den brennenden Gemeindebackofen. Und natürlich! Um ein Jahr wäre die eben um die Gde biegender Postkutsche in Schandwirth Rud's frühgeschweirte Wirthschaftsbänke gefahren, die zum Trocknen mitten auf der Straße standen.  
 Wer frag schon an dieser Verwahrlosung?

Einzig und allein Rodus, Freiberger v. Rodusdorf, mit seiner guten, alten Zeit!  
 Und wer hatte die Verantwortung dafür, daß Schneider Mertens wieder wie gewöhnlich durch die weitgeschweiften Fenster seiner Werkstatt das entsehlige, blutige Lied auf den Platz herausgeschmettert? Dieses Lied der ersten französischen Revolution, die Marjelliane!

Alfons sang: Sang, Gamarie,  
 Die Schind. Doch Maria rief: O weh!

Die Verantwortung lag bei Rodus Freiberger v. Rodusdorf! Hatte er Schneider Mertens in einer Gemeinderathssitzung nicht das Wort entzogen, obwohl dieser in seiner mit der Schöpfung der Welt beginnenden Rede über die Neuanfassung einer Schützenschne erst bis zur Entbedung Amerikas gelangt war?

Schneider Mertens hatte vollkommen recht gehabt, insofern dessen Sozialdemokratie zu werden, und sich den Lute Rodusdorf die Marjelliane vorbuchstabieren zu lassen, bis er sie auswendig wußte. Redefreiheit für alle!  
 Ob, wenn Josias Ludnow erst Gemeindevorsteher von Höhenbüch sein würde!

Doch die Agitation — ein schwerer Gedanke!  
 Brummend wollte er sich aus dem Fenster zurückziehen, als drüben aus der Schänke Röschen Hund trat, auf die Bank hereinzuholen. Mit kräftigem Schwünge hob sie die größte hoch über ihr Haupt.  
 „Ein Kernmadel!“ schmunzelte Josias. „Wer die einmal bekommt — natürlich! Da ist er schon, der Windhund!“  
 (Fortf. folgt.)

Er hatte sich die Cigarre angezündet, war der Staffeln nahe gekommen und krähe in der besten Genuß der Vermummung: „Oho! Freund! Was ist das? Ein Porträt? Eine Bestellung! Gratulire, gratulire!“

„Nein, nein, keine Bestellung!“ erwiderte Paul unangenehm beunruhigt.  
 „Keine Bestellung? Also ein neues Modell! So, so!“ Mit verächtlichen und lächerlichen Blicken malte er Hecht das Porträt. „Kezende Krabbe! Du, die muß ich kennen lernen — morgen ich — nein, heute noch!“

Entrüstet gab ihm Paul zu verstehen, daß von einem Modell abjakt keine Rede sein konnte.  
 „Ach so! Du bist verlegen — du erörtest — Unglücklicher, du bist verkerbt!“  
 Paul wendete ihm ungelassen den Rücken zu.  
 Hecht aber mußte wiederum das Bild zu. „Um, siehst wirklich vornehm aus! Wohl reicher Leute Kind! He? — Blonde Nadel, blaue Augen, rothe Lippen, netig angeworfen und schwelend — zum Krüßen einladend — schade, schade — ich gäbe was d'rum, wenn's ein Modell gewesen wäre. Die Stoffele verlassend und dem Freunde auf die Schulter klopfend, fuhr er fort: „Wer ist die denn eigentlich?“

„Na, wenn ich das selbst wüßte!“ polterte Paul hervor.  
 „Na, Freund, ist es gut!“  
 „Ich weiß wirklich nicht, wer sie ist, noch wie sie heißt.“  
 „Also ein Quantitätsgeld! Armer Junge, muß die es die angehen haben! Wo laßt du denn das Original? He?“  
 Holborn erzählte, er richt nicht mutig, dann aber von der Erinnerung fortsetzen immer feuriger werdend, daß er die Goldle im vergangenen Sommer allein in einem Thüringer Walde gefunden habe, sitzend mitten unter Blumen und Strauchwerk.

Hecht machte eine anspielige Bemerkung, doch der erste Blick seines Freundes legte ihm Schweigen auf, und nach einer kurzen Pause fuhr Paul in seiner Schilderung begeistert fort:  
 „Gefesselt blieb ich regungslos sitzen, um die lieblichen Bäume mit ins Gedächtniß einzurufen. Schon wollte ich mein Schizzenbuch hervorholen, da hob sie plötzlich wie erschrocken ihr Köpfchen, zwei kleine Augen schauten mich überalst — erschrocken an, ein helles Roth stieg in ihre Wangen, sie brang auf und fort ging es über Stock und Stein — ein lichen gewordenes, junges, reises Mädchen. Oh, wie viel Seele lag in diesen Augen — wie viel Anmut in diesen Bewegungen — mein Bild ist nur Stämperarbeit.“

Erkaut schaute Hecht abwechselnd auf das Porträt und auf seinen erregten Freund, doch bevor er noch seinen Gefühlen Worte geben konnte, wurde fertig die Thür aufgethan und mit einem berben Hinh trat eine dröhlige Figur ins Zimmer, Daniel Schulze, das Faktotum Rodus. Daniel war ein Mann von fünfzig Jahren, ein verunglückter Maler, ein Original, ein Humorist, der seinem Herrn und dessen befreundeten Kollegen als Modell diente, wenn sie einen angebeirerten, deren Rittermann, einen fidelem Landtsrecht oder dergleichen malen mußten.

„Das Donnerwetter!“ schaute Daniel und warf die Thür etwas anmaßt hinter sich ins Schloß. „Eine solche Unverschämtheit ist noch nicht dagewesen!“  
 Holborn wies ihn mit sanftem Bormur zu: „Siehst du denn nicht, daß Hecht da ist, Daniel?“  
 Daniel blinzelte schlaue nach Hecht hin, schritt eine unbedenklich förmliche Grimasse und erwiderte mit trockenem Humor:  
 „Ah, der Herr Specht — der darf es schon wissen! Sind alle Schichte, diese Vergeber, Herr Hecht!“

Hecht lachte und nicht verstimmt.  
 Daniel aber fuhr mit dröhligen Borne fort: „Aus der Haut möchte man fahren, daß man sich so etwas bieten lassen muß!“  
 „Was heißt du denn?“ frag sein Herr.  
 „Was ich habe? Himmeltrenndonnerwetter, nichts habe ich — das ist eben meine Wuth. Nicht einmal den Rodmen zu unserem

Wilde, der sieben kleinen Sere da, die doch noch heute auf die Ausstellung muß, wenn es nicht zu spät sein soll.“  
 „War denn der Rahmen noch nicht fertig?“ frag erantant Paul.  
 Daniel griff mit einer unangid drolligen Geberde in sein dichtes, graues Kopfsaar. „D — fertig ist er längst — aber der Schult meinte, ob ich — Geld mit hätte!“

Holborn schaut verlegen zu Boden.  
 „Dreißig Mark!“ hat Daniel wieder an.  
 „Dreißig — laßt du?“  
 „Sagte er, der Schult! Als ob wir nicht schon einen Pfennig schuldig geblieben wären! Ich hab's ihm auch gefagt, würden es auch diesmal nicht lange hin, hätten derartige Bilder auf der Ausstellung, er solle den Rahmen nur retroir hergeben.“

Hecht lachte amüsiert auf und sagte sich benommen nieder, während Daniel mißthand fortuhr: „Na! Da könnt jeder Mensch an von Grundfragen zu schmecken! Borgen sei gegen sein Prinzip! Himmeltrenndonnerwetter, als ob dieser Lump jemals ein anderes Prinzip hätte, als uns über die Oren zu hauen!“  
 Holborn schüttelte nachdenklich das Haupt: „Keinen Rahmen, das ist fatal!“

„Fatal?“ lachte Daniel. „Nein, das ist schofel! Das ist lumpig, das ist nieberträchtig!“ Dann plötzlich in einen ungen Zorn fallend, sagte er mit innigem Behagen: „Hab's auch ihm gesagt, gämblid.“  
 „Das war unglut!“ meinte Holborn.  
 „Solchen Leuten muß man dem Sammtspöckchen kommen,“ lachte Hecht.

Daniel zog wieder eine drollige Grimasse: „Sammtspöckchen! Habe ich auch gethan! Gebeten habe ich den Kerl sogar! Das aber nichts! Dem sagte ich ihm, wir wären augenblicklich selbst sehr in Verlegenheit! Laßt mich nichts! Na, da soll doch das Donnerwetter — da bin ich denn gut geworden, nieberträchtig groß — halb aber erit recht nichts!“

Die letzten Worte sprach Daniel mit solch flüssiger Rüge, daß Hecht wieder bel aufanden mußte. Holborn aber meinte nicht müthig: „Den Rahmen müssen wir doch haben! Ist denn nichts mehr aufzutreiben, Daniel? Haben wir denn wirklich gar nichts mehr?“

Daniel zog die breiten Schultern bis beinahe an die Ohren hinauf: „Ich müßte nichts — Silber haben ja leider keinen Kurs bezugnahme, und was sich heute nicht in Zahlen ausdrücken läßt, das ist nun mal Unluter!“

„Na, es ist eine Kunst von der Kunst zu lesen,“ philosophierte Hecht, und indem er seinen Hut nahm und sich zur Thüre bog, fuhr er großmüthig beruhigend fort: „Ich eile zu dem Gluck, bis Reichmann. Ist das Gerücht wohl, komme ich sofort zurück, um mit dir zu theilen.“ Bevor Paul ihm antworten konnte, war er verschwunden. Daniel aber stieß plötzlich ein Freudengeufel aus, er hatte in der innern Seite seiner Zuppe ein Papier gefunden, welches er freudentastend in der erdopbenen Hand hin und her schaute.

„Na — Rettung — Land! Ein Wandfcheit!“ Und ohne den strotzenden Helm seines Herrn zu beachten, gab Daniel seinen aufrechten Freude weitem Ausdruck. „Von diesen Staatspapieren müssen wir noch Vorrath haben!“  
 „Leber!“ murmelte Paul durch die drollige Freude seines langjähigen Faktotums unwillkürlich erheitert.  
 „Ich werde sie verkaufen — ob, ich verstehe mich darauf! Ich bitte um den ganzen Vorrath dieser Staatspapiere! Ein wahres Glück, daß die hohe Obrigkeit nicht den vollen Werth ausbezahlt, sonst wäre diese Art von Obligationen allerdings nichts werth.“

Lächelnd begab sich Paul in das Nebenzimmer, um die nicht geringe Anzahl dieser Wertpapiere zu holen. (Fortf. folgt.)

**Er löst die soziale Frage.**

Humoristische Erzählung von Wilhelm Leichen. (Nachdruck verboten.)  
 seiner Gleichans nicht recht zu dem Anzuge seines Weiners's-pfen wollte.  
 „Guten Morgen, Wolfgang Goethe!“ lächelte Paul und reichte dem Freunde, der im gemeinen Leben Fritz Hecht hieß und Bettungsberichterhalter war, freundlich die Hand.  
 „Halt du Geld zu viel?“ frag Hecht gepannt.  
 Paul lachte nur herzlich, und Hecht mußte Weichheit.  
 „Fanal, sehr fatal!“ krähe Hecht mit seiner hellen Stimme und konnte aufregt hin und her. „Ich muß heute abend noch ein glänzendes Symphonium geben, mindestens 15 Bier, mein fünf-unbzanzigster Geburtstag ist heute.“  
 Holborn gratulirte und reichte ihm eine Cigarre. „Das ist alles, was ich geben kann! Wenn oder dergleichen kenne ich schon seit Wochen nicht mehr!“  
 „Schadet nichts!“ Werde meine Wanderung fortsetzen! Es geht das Gerücht, dein Kollege Reichmann habe ein Bild verkauft, ich werde dem seltenen Glucksvogel einige Goldfedern ausrauben.“

für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion“, wie das jetzt in Geltung stehende Erfurter Programm von 1891 wohl eingeführt, — so würden als Arbeitsvertrag für jeden einzelnen Arbeiter also höchstens 932—1008 M. jährlich herauskommen oder ein Tagelohn von 3.11 bis 3.36 M. Dabei ist voranzusetzen, daß der Betrag des heutigen Staatsgutes, der Domänen, Eisenbahnen, staatlichen Ordnung und die Ausdehnung des Staates — man verzeihe das Wort — für öffentliche Zwecke zu deden, so kommt auf den fünfte nicht genügen, was zweifellos ist, da ja der sozialdemokratische Staat seine öffentlichen Zwecke viel über Hecht als der heilige, so würde als zu vertheilender Arbeitsvertrag auf den einen Arbeiter nicht viel weniger kommen. Und alles dieses bleibt wie heute. Wird die Arbeit bedeutend ermäßigt, jedoch auch die Preise des Arbeitsproduktes abnimmt, so kommt auf den einzelnen Arbeiter ein entsprechend ermäßigter Tagelohn. So sieht es mit den Schlaraffenlandbräumen der Sozialdemokratie bei Nichte aus.  
 Zukunftsbilder. Der Steinlohnrechtskampf Europas heute!

**Bunte Zeitung.**

**Einkommen und Tagelohn.** Abg. Eugen Richter hat in seiner Broschüre über die „Freiheiten der Sozialdemokratie“ das Gesamteinkommen aller Privaten für Preußen auf durchschnittlich jährlich 842 M. veranschlagt. Diese Rechnung beruht auf den damals nach der Steuererücksichtigung für 1890 zur Verfügung stehenden Quellen. In der „Allg. Volkstg.“ wird nun die Rechnung aufgemacht auf denselben Grundlagen nach Herabgabe der Ergebnisse der neuen Selbstbestimmung. Die Berechnung in der „Allg. Volkstg.“ kommt demgemäß zu einem Durchschnittseinkommen aller selbständigen Privaten (Hausbauungsbesitzer und alleinstehende selbständige Verdienende) von nachweislich 816 M. höchstens 1068 M. Nimmt man wie üblich im Jahre 30 Arbeitsstage an, so entfällt dieses Einkommen einem Tagelohn von annähernd 3.11 bezw. 3.36 M. Würde die Verwindung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln, — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Waarenproduktion in sozialistische,

